

Theologie der Compassion – Biblische Grundlagen und theologische Reflexion sozialen Handelns*

1. Der Name Compassion

Der Projektname *Compassion* gab in Gesprächen immer wieder Anlass zu Anfragen. Compassion wird im Deutschen – nur schwer übersetzbar – gemeinhin mit „Mitleid“ übersetzt. Und man wird sofort eingestehen, dass Mitleid eine sicher ambivalente, historisch betrachtet auch riskante Vokabel ist. Wenn Mitleid die Haltung des angeblich Starken gegenüber dem Schwachen ist und der auf diese Weise Bemitleidete nur als „armer Teufel“ gesehen wird, dem am besten geholfen wäre, wenn es ihn in der Weise, wie er nun mal ist, gar nicht gäbe, dann kann aus Mitleid ganz schnell auch „tödliches Mitleid“ (vgl. Dörner 1993) werden.

„Mitleid“ als Selektions- und Herrschaftsvokabel ist also sicher nicht mit dem Wort *Compassion* gemeint. Kein Mensch lässt sich gern bemitleiden. Und Mitleid zu empfinden ist auch immer schlecht, schreibt der französische Philosoph Auguste Comte-Sponville in seinem „kleine[n] Brevier der Tugenden und Werte“, das er unter dem programmatischen Titel „Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben“ (Comte-Sponville 1996) veröffentlicht hat. „Man lässt sich nicht gern bemitleiden, und Mitleid empfinden mag man auch nicht. [...] Mitleid empfinden heißt mit jemandem leiden, und Leiden ist immer schlecht.“¹ Nehme man jedoch das griechische Wort für Mitleid: *sympatheia*, im Deutschen übernommen als *Sympathie*, dann sehe die Sache wieder anders aus. Sympathisch wollen alle sein. Sympathie zu empfinden, ist etwas Schönes. Im Unterschied zu dieser Form von Sympathie als einem Gefühl, so Comte-Sponville, sei Mitleid allerdings mehr als ein Gefühl. Es ist die Haltung, dass ich Leiden, welcher Art und aus welchen Gründen auch immer, nicht einfach indifferent hinnehme. Mitleid ist eine Haltung der engagierten Mitmenschlichkeit. Genau um diese Haltung geht es im *Compassion*-Projekt.

Bei der Suche nach einem Titel für ihr Projekt kamen die Initiatoren auf das Wort *Compassion*. Und sie fügten in drei Worten hinzu, was sie damit meinten:

* Vorgetragen bei der Tagung der GEE „Diakonisch – soziales Lernen an Schulen. Das *Compassion*-Projekt am 12./13. Juni 2004 in Feldberg-Falkau

Menschsein für andere. Mitleid war ihnen zu missverständlich, Solidarität zu abstrakt. Daher also dieses englische Wort *Compassion*.

Das Wort haben die Initiatoren des Projekts dem Vokabular der Kennedybrüder entnommen. John F. Kennedy nannte in den sechziger Jahren *compassion* eine gesellschaftliche Tugend. Er plädierte angesichts der Entsolidarisierungstendenzen der nordamerikanischen Gesellschaft, in der alle alles nur vom Staat zu fordern geneigt schienen, für eine Gesellschaft mit *Compassion*, und er meinte damit eine Gesellschaft, in der ein aus menschlichem Mitgefühl erwachsenes soziales Engagement wieder selbstverständlich ist und sozial honoriert wird und in der ein Mensch, der anderen hilft, nicht als der Dumme dasteht, sondern anerkannt und gewürdigt wird. Zuwendung und Hilfsbereitschaft sind durch kein Gesetz zu verordnen. Sie sind aber grundlegend für eine Gesellschaft, deren Qualität an der Solidarität ihrer Mitglieder mit Hilfsbedürftigen gemessen wird. Dieses US-amerikanische Vorbild stand den Autoren bei der Namensgebung vor Augen.

2. *Theologie der Compassion*

Unabhängig von dieser Projektentwicklung, aber zeitgleich und in einer merkwürdigen Koinzidenz, hat der Theologe Johann Baptist Metz in seinen Wiener Vorlesungen *Compassion* das Schlüsselwort des Christentums genannt und an diesem Begriff die theologische Dimension entfaltet, die in diesem Projekt praktisch wird. Jesu Blick, sagt Metz, galt primär nicht der Sünde, sondern dem Leid der Menschen. „Die Sünde war ihm vor allem Verweigerung der Teilnahme am Leid der Anderen, war ihm Weigerung, über den Horizont der eigenen Leidensgeschichte hinauszudenken, war ihm, wie Augustinus das nennen wird, ‚Selbstverkrümmung des Herzens‘, Auslieferung an den heimlichen Narzissmus der Kreatur.“² Die Mystik des Christentums, sagt Metz, ist dagegen eine Mystik der „Mitleidenschaft“ (*Compassion*), in der ich mich vom Leid *der anderen* anrühren lasse und daraufhin engagiere. Der Imperativ des Christentums lautet nach Metz: „Aufwachen, die Augen öffnen. Das Christentum ist kein blinder Seelenzauber. Es lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen, sondern eine Mystik der offenen Augen. Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.“ (Metz 1997, S. 57).

Der biblische Gott ist ein Gott der *Compassion*. „Mitleidenschaft“, so übersetzt Metz das Wort *Compassion*, ist eine Grundvokabel des Christentums und ist die Mitgift, die das Christentum in die entstehende Weltgemeinschaft einbringen kann. Gewiss kennen auch andere Religionen das Mitleiden, Erbarmen und Barmherzigkeit als einen Grundzug ihres Gottes. Der Koran lehrt Gott als den Barmherzigen, der Buddhismus baut seine Lehre auf einer

Analyse des Lebens als Leiden auf. Und im Zentrum des Christentums steht die Gestalt eines Leidenden. Christliche Gottesrede ist daher von ihrem Zentrum her „leidempfindliche Gottesrede“. Freilich rechnete schon Jesus „mit unseren kreatürlichen Sehschwierigkeiten [...]. Er kennzeichnet uns als solche, die ‚sehen und doch nicht sehen‘. Gibt es womöglich eine elementare Angst vor dem Sehen, vor dem genauen Hinsehen, vor jenem Hinsehen, das uns ins Gesehene unentrinnbar verstrickt und nicht unschuldig passieren lässt?“³ „Sieh hin – und du weißt“, sagt Metz.

Mitleidenschaft ist vorreligiös und ganz unideologisch. Sie schickt uns, schreibt Metz, „an die Front der politischen, der sozialen und kulturellen Konflikte in der heutigen Welt. Fremdes Leid wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, ist die unbedingte Voraussetzung aller zukünftigen Friedenspolitik, aller neuen Formen sozialer Solidarität [...] Was wäre im ehemaligen Jugoslawien geschehen, wenn die dortigen Ethnien, ob christlich oder muslimisch geprägt, nach diesem Imperativ der Compassion gehandelt hätten? Wenn sie sich also nicht nur der eigenen Leiden, sondern auch der Leiden der anderen, der Leiden ihrer bisherigen Feinde erinnert hätten? Wie viel unsägliches Leid wäre vermieden worden? [...] Und nur wenn auch unter uns – in der neuen EU – eine von dieser Compassion inspirierte politische Kultur zunimmt, wächst die Aussicht darauf, dass Europa eine blühende, nicht eine brennende multikulturelle Landschaft sein wird, eine Friedenslandschaft und nicht eine Landschaft implodierender Gewalt, also nicht eine Landschaft eskalierender Bürgerkriege.“ (Metz 2000, S. 13 f.)

3. Das biblische Zeugnis

Der Gott der Bibel ist ein Gott der *Compassion*, hebräisch „*häsäd*“, in der Einheitsübersetzung mit „Barmherzigkeit“, „Erbarmen“, in anderen Übersetzungen auch mit „Huld“ und „Gnade“ übersetzt. Die *Compassion* wird von Gott ausgesagt. Gott ist barmherzig.

„Es geleitet mich deine *Compassion* (Gnade und Huld) durch alle Tage des Lebens“ (Psalm 23,6)⁴

So preist der Psalmist Gottes Erbarmen und Barmherzigkeit, ohne daraus allerdings eine ethische Forderung abzuleiten. Die Barmherzigkeit Gottes ist nicht die des Menschen. In der Bibel ist Gott der Barmherzige, nicht der Mensch. In Psalm 136 gilt seine *Compassion* der gesamten Schöpfung. Gottes *Compassion* ist universal und gilt auch den Tieren („Der Gerechte sorgt für seines Viehs Bedürfnisse“, Sprichwörter 12,10). Die Armen stehen unter dem besonderen Schutz Gottes: „Wer den Geringen bedrückt, schmäht dessen Schöpfer; aber ihn ehrt, wer sich des Armen erbarmt.“ (Sprichwörter 14,31) „Wer seinen Nächsten mißachtet, sündigt; aber wohl dem, der sich

der Elenden erbarmt!“ (Sprichwörter 14,21) Oder noch anders: „Wer sich erbarmt des Hilfsbedürftigen, leiht an Jahwe aus, und er (Jahwe) wird ihm seine Guttat vergelten.“ (Sprichwörter 19,17) Barmherzigkeit zeigt sich im Tun. Die Bibel besteht auf dem Tun.

Wißt Ihr nicht, wie das Fasten ist, das ich liebe? So spricht der Herr Jahwe: Ungerechte Fesseln öffnen und des Joches Stricke lösen; die Bedrückten frei entlassen und jegliches Joch zerbrechen; dein Brot dem Hungrigen brechen und obdachlose Arme aufnehmen in dein Haus; den Nackten, den du siehst, bekleiden und dich deinen Mitmenschen nicht entziehen. (Jesaja 58,6–8)

Dieses Verständnis tätigen Mitleids setzen die frühen Christen fort. Der Verfasser des ersten Johannesbriefs formuliert unmißverständlich, daß es auf das Tun der Barmherzigkeit ankommt, und er schreibt das, weil vermutlich schon die ersten Christen mit diesem Postulat ihr Problem hatten:

Wenn einer die Güter der Welt besitzt und seinen Bruder Not leiden sieht und sein Herz vor ihm verschließt, wie kann in dem Gottes Liebe bleiben? Liebe Kinder! Wir wollen nicht mit Worten lieben und mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit. (1 Johannes 3,17f)

Als klassisches Beispiel christlicher Barmherzigkeit gilt der barmherzige Samariter. Aber wir werden gleich sehen, daß aus diesem Gleichnis keine Lehre herauszuholen ist, die nur die Christen beträfe.

4. Warum sich anderen zuwenden? – Die Lehre des Samariters

„Er sah ihn (den Überfallenen) und wurde von Mitleid ergriffen (*esplagchnisthe*)“, heißt es bei Lukas 10,33 vom barmherzigen Samariter. Um zu verstehen, warum Jesus diese Geschichte erzählt und sich mit dieser Geschichte gleichsam in das Menschheitsgedächtnis hineinerzählt hat, müssen wir den Rahmen, das Vorgespräch genauer lesen:

Und siehe, ein Gesetzeskundiger stand auf, um ihn auf die Probe zu stellen, und sagte: Lehrer, was muß ich tun, um ewiges Leben zu erben? Er aber sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Der antwortete und sagte: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deiner ganzen Einsicht, und deinen Nächsten wie dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Richtig antwortetest du; tu dies, und du wirst leben. Der aber wollte sich rechtfertigen und sprach zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Da sprach Jesus: Ein Mensch stieg hinab von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber, die zogen ihn aus und versetzten ihm Schläge, gingen weg und ließen ihn halbtot liegen. Durch Zufall aber stieg ein Priester herab auf

jenem Weg, er sah ihn und ging vorbei. Gleicherweise kam auch ein Levit an den Ort, er sah ihn und ging vorbei. Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam zu ihm, er sah ihn und wurde von Mitleid ergriffen. Und er kam ihm nahe, verband seine Wunden, goß Öl und Wein darauf, setzte ihn auf sein eigenes Lasttier, führte ihn in eine Herberge und sorgte für ihn. Und am Tag darauf nahm er zwei Denare, gab sie dem Herbergswirt und sprach: Sorge für ihn, und was immer du dazu aufwendest, bei meinem Zurückkommen werde ich es dir zurückgeben. Wer von diesen dreien dünkt dir, dem unter die Räuber Gefallenen Nächster geworden zu sein? Der aber sprach: Der das Erbarmen mit ihm getan hat. Jesus sprach zu ihm: Geh, und tu es in gleicher Weise. (Lukas 10,25–37)

Der Samariter handelt aus Mitleid. Er reflektiert nicht, ob seine Hilfe angemessen ist, er wägt nicht erst ab, handelt streng genommen also gar nicht ethisch, wenn ethisch Handeln heißt, aufgrund von Wahlmöglichkeiten sich zu entscheiden und daraufhin selbstverantwortet und bewußt zu handeln. Nein, der Samariter hilft aus einem Impuls heraus, ohne zu wissen und zu überlegen, was die Situation von ihm fordert, und was er von seiner Hilfeleistung hat. Er sieht hin und weiß. Die Geschichte hat insofern keine Moral und kein Ethos. Sie zeigt etwas ganz einfach Menschliches. Der Samariter reagiert als ein Mensch, der sich von Mitgefühl überwältigt einem ‚Halbtoten‘ nähert. Er reagiert mit unglaublicher Selbstverständlichkeit und tut, was getan werden muß, während die religiösen Führer in dieser Geschichte, Priester und Levit, kläglich versagen. Sie handeln vermutlich aus religiösen Motiven (Tote galten als unrein) und versagen deshalb. Der Samariter hat solche Motive nicht. Vielleicht ist er gerade deshalb in der Lage, das menschlich betrachtet Nächstliegende zu tun. Daraus folgt: Religion ist keine Garantie dafür, daß ein Mensch Mitleid zeigt. Sie ist unter Umständen sogar ein Hindernis. Nicht nur der moderne Mensch in der ‚Ego‘-Falle handelt vielleicht nicht. Es handelt auch der Mensch nicht, der alle Bibelstellen von Gottes Barmherzigkeit kennt. Doch darin liegt gar nicht so sehr die Provokation dieses Gleichnisses. Der Samariter handelt, weil er keine religiösen Barrieren hat. Er könnte kulturelle Unterschiede geltend machen, wenn wir annehmen, daß der Überfallene Jude ist. Aber das wissen wir nicht genau. Sein Mitleid und Mitgefühl, anerkennt jedenfalls keine religiösen, kulturellen oder sozialen Grenzen. Nichts stoppt ihn. Er muß nicht religiös und nicht Samariter sein, um Hilfsbereitschaft zu entwickeln. Eine christliche Ethik des Helfens ist deshalb im Grunde nicht wirklich nötig und – entgegen immer noch verbreiteten Vorstellungen – aus der Samaritergeschichte auch nicht zu gewinnen.

Die theologische Diskussion dieses Sachverhalts findet in der Rahmenhandlung zu dieser Geschichte statt. Sie nimmt ihren Anfang in einem Streitgespräch

über die Frage, was ein Mensch tun müsse, um das „ewige Leben“ zu erlangen. Die Antwort der Schrift lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lukas 10,27) Beide Gebote sind Zitate aus dem Ersten Testament: „Du sollst Jahwe, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit aller Kraft!“ (Deuteronomium 6,5) und: „Räche dich nicht ... sondern liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Levitikus 19,18)

„Und wer ist mein Nächster?“, wird Jesus gefragt. Daraufhin erzählt er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Das Gleichnis hat eine lange Auslegungsgeschichte. Gerd Theißen⁵, dem ich nun folge, interpretiert es im Blick die gegenwärtige Krise des Helfens, die von drei Einwänden bestimmt ist: 1. Hilfe ist Selbstaussbeutung. Der Helfer könne sich nicht richtig vom Hilfsbedürftigen abgrenzen, er habe eine Art Helfersyndrom. 2. Mitleid und Barmherzigkeit haben mit Macht zu tun. Der Helfer helfe nur sich selbst. 3. Hilfsbereitschaft ist letztlich egoistisch. Sie diene nur den eigenen Nachkommen und der eigenen Gruppe, der Streuung und Verbreitung der eigenen Gene.

Es lohnt sich, mit diesen Argumenten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu lesen. Dann zeigt sich ein Modell mitleidigen Handelns, das vom Samariter zu tun verlangt, was er leisten kann, nicht mehr, nicht weniger. Er hat bestimmt kein Helfersyndrom und beutet sich nicht aus. Er verabschiedet sich von dem Überfallenen, sobald er den zweiten Helfer, der den Verletzten übernimmt, gefunden hat. Die Zuwendung des Samariters bleibt auf jeden Fall zeitlich begrenzt. Er kann sich offenbar gut lösen. Er bleibt nicht, bis er selbst nichts mehr hat, sondern setzt seinen Weg alsbald fort.

Vielleicht aber genießt er die Macht, einen so hilflosen Menschen vor sich zu haben? Er ist der Starke, und dort ist der Schwache? Um hier weiterzukommen, müssen wir den Unterschied zwischen Barmherzigkeit und Nächstenliebe im antiken Umfeld beachten. In der orientalischen Antike war Barmherzigkeit in der Tat ein Gnadenerweis der Mächtigen. So denkt auch die Bibel die Barmherzigkeit Gottes. Barmherzigkeit war ein Geschehen unter grundsätzlich Ungleichen. Die Mächtigen und Reichen, die auf gesellschaftliches Ansehen Wert legten, rühmten sich ihrer Barmherzigkeit. Barmherzigkeit war eine Statusfrage und hatte ihren Platz in einer autoritären Gesellschaft mit ausgeprägten Standesunterschieden. Dagegen war (und ist) die Nächstenliebe ein Konzept der Beziehung unter Gleichen. Es taucht ebenfalls in der (römischen) Antike schon auf und ist wie Freundschaft nur unter Gleichgestellten und Gleichberechtigten denkbar. Nächstenliebe in dieser Bedeutung

einer Beziehung zwischen Menschen, die sich als gleich und ebenbürtig erachten, ist symmetrisch. Nächstenliebe gibt es nur zwischen Menschen, die sich gegenseitig als gleichwertig akzeptieren. Der „Nächste“ ist immer nur der, der mir gleich ist und den ich als mir gleich akzeptiere. Der Nächste ist der mir gleiche Mensch. Wenn es am Ende der Zehn Gebote heißt: „Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten. Du sollst nicht begehren das Weib deines Nächsten, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.“ (Exodus 20,17), dann ist mit dem ‚Nächsten‘ der vermögende Nachbar gemeint, nicht irgendein mittelloser und hilfsbedürftiger Mensch. Die Liebe zum Nächsten gibt es nur unter Gleichen. Jedes Machtgefälle muß ausgeschlossen sein.

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter treffen zwei aus der Gesellschaft ausgeschlossene Menschen aufeinander. Der Überfallene ist ausgeschlossen aufgrund seines bösen Geschicks, der Samariter aufgrund seiner Außenseiterrolle auf jüdischem Gebiet. Zwischen beiden Menschen besteht in dieser Hinsicht Symmetrie, und sie begegnen sich auf dieser Ebene als gleiche. Ein Machtgefälle besteht kaum. Und einen Vorteil kann der Samariter aus seiner Hilfsbereitschaft auch nicht ziehen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass der Überfallene die gleichen Gene hat. Es ist unklar, ob der „halbtot“ daliegende Mann tatsächlich überlebt. Nicht abzusehen ist, ob der Überfallene dem Samariter mit gleichem vergelten kann. Das würde voraussetzen, daß zwischen beiden nun eine lange Beziehung entsteht. Der Samariter aber geht weiter, nachdem er erste Hilfe geleistet hat. Alle Erwägungen, ob der Samariter nicht doch nur an sich gedacht haben könnte, greifen bei dieser Geschichte also nicht.

Und es kommt noch eine Schwierigkeit hinzu, die sich erst am Ende der Geschichte auflöst: Der Samariter ist nicht von vornherein „der Nächste“. Das wird er erst durch die Frage und den Kommentar, den Jesus seiner Geschichte anfügt. „Welcher von diesen dreien (Priester, Levit, Samariter) scheint dir der Nächste geworden zu sein, dem, welcher unter die Räuber fiel?“ (Lukas 10,36) Die Fragestellung ist entscheidend. Jesus fragt nicht: „Wer ist der Nächste gewesen?“, sondern: „Wer ist der Nächste *geworden*?“ Darum geht es: Wie wird ein Mensch zum Nächsten? Im griechischen Text liegt hier ein kleines Wortspiel vor. Frei übersetzt fragt Jesus nämlich: „Welcher von diesen dreien scheint dir dem, welcher unter die Räuber fiel, *nabe* gekommen zu sein?“ Das ist offensichtlich und ganz handfest der Samariter. Der ‚Nächste‘ ist der, der sich auf das Opfer zubewegt und ihm dadurch „der Nächste“ wird. Das erscheint banal, ist aber für das Verständnis, wer im christlichen Verständnis einem Menschen der Nächste ist, entscheidend.

Der Nächste ist nicht jener, der aufgrund seines Status als Familienmitglied oder aufgrund der Rechtslage Anspruch auf Hilfe hat. Das macht ihn noch nicht zum Nächsten. Der Nächste ist der, den und dem wir uns zum Nächsten machen, dem wir uns nähern, um Hilfe leisten zu können. Dabei kommen wir ihm unwillkürlich ‚nahe‘. In christlichem Verständnis ist ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ dann nicht nur der Mensch, mit dem ich genetisch verwandt bin, sondern prinzipiell jeder Mensch.

Gehen wir nochmals an den Anfang der Geschichte. Für Priester, Levit und Samariter war der Überfallene „halb tot“. Die Frage, ob es sich lohnt, noch zu helfen, mußte sich allen drei stellen. Wenn wir annehmen, daß der Überfallene Jude war (das wird nicht ausdrücklich gesagt), müßten Priester und Levit ihm als einem Volksgenossen am nächsten stehen und am ehesten helfen. Sie geben ihn jedoch auf. Er ist aus ihrem Leben herausgefallen. Diesem Verlorenen, Aufgegebenen und Aussortierten wendet sich der Samariter zu. Der Verlorene, Aufgegebene, Aussortierte ist sein „Bruder“ und gehört zu jenen „Geringsten“, mit denen sich der Weltenrichter in der großen Gerichtsrede des Matthäusevangeliums selbst identifiziert. (Matthäus 25,31–46)

Ich hungerte, und ihr gabt mir zu essen, ich dürstete, und ihr gabt mir zu Trinken, fremd war ich, und ihr führtet mich ein, nackt, und ihr umkleidetet mich, krank war ich, und ihr schautet nach mir, im Gefängnis war ich, und ihr kamt zu mir. (Matthäus 25,35f)

Am Schluß des Samaritergleichnisses hat man fast vergessen, daß das Gleichnis im Anschluß an die theologische Frage nach dem „ewigen Leben“ erzählt wird. Das „ewige Leben“ erlangt, wer das Doppelgebot der Liebe erfüllt, sagt der Gesetzeslehrer, und Jesus stimmt ihm ausdrücklich zu. Er sagt ihm: „Tu das, und du wirst leben.“ (Lukas 10,28) Was heißt hier „leben“?

Die christliche Rede vom jüngsten Gericht, vom Weltenrichter und ewigen Leben ist ein wenig aus der Mode gekommen. Man kann dieser Mythologie wenig abgewinnen. Kaum einer glaubt daran. Dennoch sollte man den Impuls, der in diesen Bildern vom Endgericht und in der Sehnsucht nach „ewigem Leben“ steckt, nicht vergessen. Endgericht meint, dass jedes Leben wichtig ist, keines verloren geht und gerade das übergangene, aufgegebene, aussortierte und weggeworfene Leben von Gott angeschaut wird und vor Gott Wert hat. Ewiges Leben in diesem Sinne ist mehr als biologisches Leben. In biologischer Sicht unterliegt das Leben des Menschen der Selektion. Mit der modernen Reproduktionsmedizin beginnt der Mensch, die Selektion selbst in die Hand zu nehmen. Das beschädigte Leben, in das zu investieren unendliche Mühe kostet, wird immer früher erkannt und kann aussortiert werden. Um der biologisch und evolutionär notwendigen Auslese willen nimmt der Mensch

den Tod in Kauf. Das ist das Leben. „Ewiges Leben“ beginnt, wenn die Selektion des verlorenegebenen Lebens aufhört. Der Imperativ des Samaritergleichnisses lautet: Rette das Verlorene! Der christlichen Nächstenliebe, schreibt Theißen, werden die Argumente für das Helfen schnell ausgehen, „solange man nur von einem Leben im biologischen Sinne spricht und Hilfe dadurch begründen will, was biologisch (und evolutionär) funktional ist“; und zwar „gerade dort, wo christliche Nächstenliebe immer ihre besondere Aufgabe gesehen hat: bei den zerstörten, zerrütteten, hilflosen Menschen, die oft nur noch ein Schatten ihrer selbst sind.“⁶

Anmerkungen

- 1 A. Comte-Sponville, Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte, Reinbek bei Hamburg 1996, 125.
- 2 J. B. Metz: Im Eingedenken fremden Leids. Zu einer Basiskategorie christlicher Gottesrede. In: Metz u.a.: Gottesrede, Münster 2/2001, S. 11
- 3 Metz, Weltprogramm, S. 17
- 4 Vgl. dazu auch folgende Schriftstellen: „Gedenke deines Erbarmens, Jahwe, und deiner Compassion, die waltet von Anbeginn. Meiner Jugend Sünden und meiner Verirrungen denke nicht mehr, um deiner Güte willen, Jahwe, gedenke meiner mit Compassion.“ (Psalm 25,6f)
 „Du aber, Jahwe, versage mir nicht dein Erbarmen, bewahren möge mich immerdar deine Compassion und Treue.“ (Psalm 40,12)
 „Erbarme dich meiner, o Gott, der du barmherzig und gnädig; nach dem Übermaß deiner Compassion lösche aus meine Schuld.“ (Psalm 51,3)
 „Erhöre mich, Jahwe, denn deine Compassion ist milde, aus der Fülle deines Erbarmens blicke mich an.“ (Psalm 69,17)
 „Hat Gott vergessen, gnädig (compassionate) zu sein? Hat er sein Erbarmen verschlossen im Zorn?“ (Psalm 77,10)
 Jahwe „krönt dich (den Menschen) mit Compassion und Erbarmen“ (Psalm 103,4)
 Jahwe „gedachte seines Bundes ... und Compassion ließ er sie finden bei allen, die sie fortgeführt in Gefangenschaft“ (Psalm 106,46)
 „Deine Barmherzigkeit komme über mich, daß ich lebe“ (Psalm 119, 77)
 „Deiner Erbarmungen, Jahwe, sind gar viele; wie du beschlossen, so schenke mir Leben.“ (Psalm 119, 156).
 Psalm 136 sieht die gesamte Schöpfung und Geschichte als Beweis göttlichen Erbarmens. Das Firmament und die Erde und die Herausführung aus dem Sklavenhaus Ägypten mit der Rettung am Schilfmeer, die Landnahme und die Heimkehr aus dem Exil („Der unser gedachte im Elend“, Psalm 136,23) – all diese kosmischen und geschichtlichen Ereignisse und Fakten sind für den Frommen Zeichen der Compassion Gottes. „In Ewigkeit währt seine Compassion“, lautet der Refrain dieses Dankpsalms.
- 5 Gerd Theißen, Die Bibel diakonisch lesen: Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. In: Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen, hrsg. v. G. Schäfer u. Th. Strohm, Heidelberg 1990, S. 376–401.
- 6 Theißen, a.a.O., S. 393.